

Konfessionelles Gleichgewicht?

Unser Versuch, mit dem Evangelischen Bund zu einer Verständigung zu kommen über die Grundsätze, welche bei dem unvermeidlichen Geisteskampfe zwischen Katholiken und Protestanten in Deutschland innegehalten werden sollen, hat wieder einen kleinen Fortschritt zu verzeichnen. Der Bund kommt in seiner „Deutsch-Evangelischen Korrespondenz“ (Nr. 36 vom 22. September 1921) auf den Schlußabschnitt des Artikels über „Weiterentwicklung des deutschen Protestantismus“ im letzten Septemberheft (458 f.) zu sprechen und verzeichnet mit Befriedigung das Zeugnis, das wir ihm dort ausstellten, daß man bei ihm „ungleich mehr Verständnis für die katholische Kirche und mehr Bereitwilligkeit zu einer Verständigung von Fall zu Fall antreffe“ als auf einer gewissen andern orthodox-protestantischen Seite. Auch der weitere Satz, daß „der Wettstreit nur mit sittlich erlaubten Mitteln in anständiger Form ritterlich und im Geiste des Evangeliums, zu dem sich beide Teile bekennen¹, ausgetragen werden“ müsse, wird beifällig angeführt, ebenso unser Hinweis auf den Ausspruch Eberlings in Eisenach: „Die Konfession wird den größten Einfluß auf die deutsche Zukunft ausüben, die es versteht, die besten sittlich religiösen Lebenskräfte für das Gedeihen der Nation wirksam zu machen.“

Dann fährt die Korrespondenz fort:

„P. Reichmann hätte aus der Rede des Bundespräsidenten auch noch einiges andere zitieren können, z. B. die Sätze, die unmittelbar dem von ihm angeführten Satz vorangehen: „Staatliche Maßnahmen, die den freien Wettkampf der im Katholizismus und im Protestantismus liegenden Geisteskräfte und Lebenskräfte unterbinden wollen, sind unter den heutigen Verhältnissen weder möglich noch zweckmäßig.“

Gewiß hätten wir noch manches andere teils mit Zustimmung teils mit Widerspruch ausheben können. Jene Worte Eberlings zu wieder-

¹ Diese Worte setzt der Korrespondent in Sperrdruck, gleich als ob er sich darob wundere!

holen, erschien uns darum überflüssig, weil sie in etwas anderer Form das nämliche sagen, was wir schon längst mehrfach als Erfordernis konfessioneller Verträglichkeit hingestellt haben: „Man erhebe keinen Anspruch darauf, mit staatlichen und politischen Mitteln, mit Anwendung der weltlichen Gewalt die religiösen Kräfte der Kirche zu unterbinden.“

Was wir bescheidener in negativer Form ausgedrückt haben, das stellt der Evangelische Bund jetzt in positiverer Form als Regel auf. Wir sind auch mit dieser Fassung völlig einverstanden. Trotzdem kann es bei der Anwendung des Grundsatzes auf einen bestimmten Fall immer noch zu Meinungsverschiedenheiten kommen. Entsteht z. B. die Frage, ob eine in der Vergangenheit durch Jahrzehnte hindurch begangene Hintansetzung dieses Gebotes der Gerechtigkeit nicht durch einen oder den andern kräftigen Ruck nach der Gegenseite ausgeglichen werden könne und solle, dann wird die bis dahin bevorzugte Seite leicht geneigt sein zu fordern, daß man aller Billigkeit zum Trotz nunmehr fünfse grad sein lasse. Doch auf solche Kasuistik wollen wir hier verzichten; es genügt, daß wir grundsätzlich mit dem Evangelischen Bund einig sind.

Einig sind wir auch noch über folgenden Satz:

„Freilich werden wir um so ernsteren Einspruch erheben müssen, wenn etwa staatliche und politische Machtmittel dazu benutzt werden sollten, Bevorzugung des katholischen Volksteils bei der Beamtenbesetzung herbeizuführen oder eine Vorherrschaft des Katholizismus zum Schaden des Protestantismus zu erstreben.“

Ganz richtig! Staatliche und politische Machtmittel sollen in diesem sittlich-religiösen Wettstreit ein für allemal ausgeschlossen sein!

Wir hatten in unsern früheren Versuchen, einen konfessionellen Burgfrieden anzubahnen, schon seit 1915 immer und immer wieder drei Bitten gestellt:

1. Jeder Teil nehme den andern so, wie er ist;
2. man verzichte auf staatliche und politische Machtmittel;
3. man verlange von der Gegenseite nicht den grundsätzlichen Verzicht auf jede Propaganda.

Der Evangelische Bund ist bisher auf diese Friedensbedingungen nicht eingegangen, weil sie zu unklar seien; und auch unsere Bitte, seinerseits eine bessere Fassung vorzuschlagen, hat er lange unbeachtet gelassen. Jetzt sind wir wenigstens über den zweiten Grundsatz einig: „Staatliche Maßnahmen, die den freien Wettkampf zwischen den

Konfessionen unterbinden wollen, sind unter den heutigen Verhältnissen zu verwerfen."

In dem Artikel heißt es weiter:

"Da sind sehr deutlich die Grenzen gezogen, die jeder konfessionelle und kirchliche Wettbewerb an dem höheren vaterländischen Interesse haben muß, wenn er nicht zum Schaden des Ganzen ausfallen soll. Wiederholt ist in der Rede von Dr. Eberling von der schweren Not unseres Volkes, von dem tödlich verwundeten Volkskörper die Rede. Glaubt P. Reichmann wirklich, dieser Volkskörper könne jetzt zu allem übrigen auch noch einen frischen fröhlichen Wettlauf in der Weise, wie er ihn mit der langen Reihe von Gründungen, Stiftungen, Klöstermehrung mitten ins protestantische Land hinein zeichnet, vertragen? Das Wort von dem Gleichgewicht der Konfessionen, hergenommen von dem berühmten Gleichgewicht der Nationen, die [das?] das Übergewicht einer Macht in Europa verhindern sollte, ist eine Umschreibung des Wortes vom konfessionellen Frieden, den wir heute nötiger denn je haben. Wer die dauernde Störung des Gleichgewichts nicht scheut, wie P. Reichmann offen verkündet, strebt die Vorherrschaft als Ziel des Wettbewerbs an und stellt sich damit kirchliche Machtziele. Das aber ist der Preis nicht, um den gelaufen wird, sondern darum, die Wunden des Vaterlandes zu heilen und alle sittlich-religiösen Kräfte in den Dienst der einen großen Sache zu stellen, immer zugleich bedacht darauf, die Voraussetzung von all dem zu erfüllen. Diese Voraussetzung aber ist, daß der innere Frieden nach allen Seiten hin unserem schwer ringenden Volk und Vaterland erhalten bleibt und alle Kämpfe vermieden werden, die notwendig aus dem Bestreben, das Gleichgewicht unter den Konfessionen zu stören, entstehen müssen."

Hier beginnt nun unser ganz bescheidener aber entschiedener Widerspruch, denn da lauert ein verhängnisvoller Trugschluß. Weil staatliche und politische Machtmittel nicht dazu mißbraucht werden dürfen, um dem einen oder dem andern Teil einen Vorsprung zu gewähren und das Gleichgewicht der Bekenntnisse zu verschieben, darum, so meint offenbar der Evangelische Bund, darf überhaupt keine Verschiebung des Gleichgewichts stattfinden, darum darf überhaupt der sittlich-religiöse Wettstreit zwischen Katholiken und Protestanten nur so weit gehen, daß jede vorübergehende oder dauernde Störung dieses Gleichgewichts unterbleibt.

Mit andern Worten heißt das fordern, jeder Wettlauf oder Wettbewerb, auch der mit den einwandfreien Waffen des Geistes und der sittlich-religiösen Kraft, müsse so lang unterbleiben, bis Deutschland sich von seinen Wunden erholt habe.

Der Gedanke scheitert an seiner Unmöglichkeit und seinen innern Widersprüchen. Eberling verlangt ja selbst in dem schon erwähnten

Eisenacher Ausspruch, daß jedes Bekenntnis seine besten sittlich-religiösen Lebenskräfte für das Gedeihen der Nation wirksam mache. Das tun wir eben durch die erwähnten Gründungen und durch manches andere, was der Evangelische Bund uns zum Vorwurf macht.

Wir können für das Recht unserer Handlungsweise auf die Mühewaltung hinweisen, die sich der Evangelische Bund kosten läßt, um die Übertrittsbewegung in den österreichischen Ländern neu in Gang zu setzen und auf die Organisationen, die nach einer Notiz der Bundeskorrespondenz für diesen Zweck gerade jetzt im Entstehen sind. Ist etwa Österreich weniger schwer verwundet? Auch im deutschen Vaterlande ist seit Anfang des Jahrhunderts bis auf diesen Tag ein Verein zur Verbreitung des Evangeliums unter den „Römischen“ ganz in der Stille tätig. Vielleicht sind es deren sogar mehrere. Wenn sie nur gute, ehrliche Mittel anwenden, haben wir nichts gegen ihre Existenz, verlangen aber gleiches Recht.

Auch auf die Gründungsgeschichte des Evangelischen Bundes dürfen wir hinweisen. Es ist jetzt überaus lehrreich, die damaligen Erzeugnisse des Bundes, seine Flugschriften, Kalender und Aufrufe durchzublättern. Da zeigt sich nicht die mindeste Scheu vor einer etwaigen Störung des konfessionellen Gleichgewichts. Kaiser Wilhelm I. erklärte im Kulturkampf dem Erzbischof von Köln, er fühle sich berufen, die Reformation Luthers zu vollenden, und den gleichen Beruf nahm der Bund für sich in Anspruch. In ähnlicher Weise erörterte Wilhelm II. mit hohen protestantischen Geistlichen die Frage, wie lang es wohl dauern werde, bis der Protestantismus die andere Konfession besiege. Was dem einen recht ist, ist dem andern billig.

Nun ist freilich die Not des Vaterlandes inzwischen aufs höchste gestiegen. Aber gerade im Hinblick auf diese Not sind alle nicht ganz materialistisch denkenden Volksfreunde der Ansicht, daß nur eine religiös-sittliche Erneuerung Deutschlands mit den Kräften und Mitteln des Christentums, des Evangeliums und der Kirche Rettung bringen kann. Es wäre ja gewiß besser, wenn über Christus und Evangelium nicht so viele ungleiche Ansichten unter uns herrschten. Aber an dieser Tatsache ist für den Augenblick wenig zu ändern; es bleibt also nur übrig, daß jeder Teil der christlichen Religion so, wie er sie nach bestem Wissen und Gewissen versteht, im Volksleben Geltung zu erringen strebt. Den Erfolg wollen wir mit Gamaliel Gottes Vorsehung überlassen. Dabei müssen

natürlich in einem religiös so gemischten, zerklüfteten und teilweise erstorbenen Lande wie Deutschland gelegentliche Verschiebungen und Störungen des Gleichgewichts stattfinden, weil die Seite, welche bessere Beweise des Geistes und der Kraft bietet, größere Anziehungskraft ausüben wird. Ein Unglück für das Vaterland ist das nicht. Oder will der Evangelische Bund einem Kirchhoffrieden das Wort reden, bei dem der religionsfeindliche materialistische Sozialismus und Kommunismus der lachende Dritte wäre? Der „innere Frieden nach allen Seiten hin“, auf den man sich beruft, ist eben leider schon längst gestört; ein Vertuschen hilft da nicht. Geistige Kämpfe kommen nicht zur Ruhe, bis sie mit geistigen Waffen ausgetragen sind.

Hier sei uns gestattet, noch auf ein älteres Zeugnis für das Recht der lokalen Propaganda hinzuweisen.

Die siebente Pommerische Provinzialsynode von Oktober 1893 verhandelte in ihrer vierten Sitzung über den Gustav-Adolfverein. Der Berichterstatler Pastor Pauli hatte seinen Bericht mit der Bemerkung geschlossen: „Der Katholizismus rückt auch in Pommern planmäßig und zielbewußt vor.“ Darauf nahm Staatsminister a. D. Oberpräsident v. Puttkamer als Mitglied der Synode das Wort und sagte: „Ich bin auf Grund meiner Vergangenheit und meiner politischen Anschauungen ein unbedingter Anhänger der strengsten Parität; ich verdanke es den Katholiken nicht, daß sie ihren Einfluß zu erweitern streben. Aber demgegenüber ist es Recht und Pflicht der evangelischen Kirche, sich zu wehren. . . Mögen die Katholiken auf gesetzliche Weise Propaganda treiben, — wir haben die Aufgabe, die Angriffe abzuwehren.“ (Der Reichsbote, zweite Beilage zu Nr. 244 vom 14. Oktober 1893.)

Aber sind das nicht Machtgelüste? Das hängt davon ab, was man unter Macht versteht. Das Christentum war von seinem Anfang an eine Macht, ja die größte Macht in der Welt. Eine Kirche, die das Evangelium so, wie es Christus verkündet und den Aposteln übergeben hat, zur Geltung bringen will, muß Macht entfalten, muß reden und wirken wie „Einer, der Macht hat und nicht wie die Pharisäer“. Nur darf diese Macht keine fleischliche, weltliche, politische oder kapitalistische Macht sein. Wenn die Gegenseite dann mit Luchsaugen achtgeben will, ob wir etwa gegen dieses Erfordernis verstoßen, und jedesmal Lärm schlägt, wenn sie einen Fall entdeckt, so geben wir ihr gern dieses Recht.

Der Evangelische Bund meint endlich, jeder konfessionelle und kirchliche Wettbewerb müsse seine Grenze haben an dem höheren vaterländischen Interesse. Das politische Vaterland, die bürgerliche Ruhe des Staates ist ihm der höchste Maßstab, dem sich die religiös-kirchliche Tätigkeit unterordnen muß. Unsere katholischen Grundsätze lassen das nicht so uneingeschränkt gelten. „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist.“ Die Religion hat es mit Gott zu tun, die Politik mit dem Vaterland oder dem Kaiser. Wo aber beide sich zu stoßen scheinen, da muß man Gott mehr gehorchen als dem Kaiser oder der politischen Partei. Das war es ja gerade, was wir in unserem früheren Artikel am Berliner „Reichsboten“ tadeln mußten, daß er seine religiöse oder konfessionelle Betätigung allzu offen in den Dienst parteipolitischer deutschnationaler Zwecke stellte. Man kann dem wahren Gedeihen des Vaterlandes keine größere Wohltat erweisen, als wenn man gegen diese unheilvolle Begriffsverwirrung ankämpft und den Dienst Gottes, die Sache des Evangeliums, Religion und Kirche hoch hinaushebt über das irdische Vaterland, über Staat, Politik, Volk und Partei.

Um dieser sittlich-religiösen Pflicht willen haben wir deutsche Katholiken den Kulturkampf durchgefochten im Gedanken an das Wort des Meisters und Führers: „Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert“, oder: „Wer Vater und Mutter“ — das irdische Vaterland — „mehr liebt als mich, ist meiner nicht wert“ (Matth. 10, 37). Einen konfessionellen Frieden wie den oben beschriebenen kann man nur als „sogenannten konfessionellen Frieden“ bezeichnen, als einen Frieden, von dem das Wort gilt: „Sie riefen: Frieden, Frieden, und es war kein Frieden“ (Jer. 6, 14).

Aus dem Gesagten würde sich allerdings als logische Folge unser dritter oben verzeichneter Leitsatz ergeben: „Kein Teil darf vom andern verlangen, daß er grundsätzlich auf jede Propaganda verzichte.“ Vielleicht eröffnet uns der Vorstand des Evangelischen Bundes auch über diesen Satz noch seine Ansicht.

Für das Verständnis der Frage vom Gleichgewicht der Bekenntnisse und den kirchlichen Machtgelüsten wie gerufen kommt uns eine Plauderei über „Kirchenfragen“, die der bekannte Pfarrer Dr. Gottfried Traub (früher in Dortmund, wo er wegen seines handfesten Kathoglaubens abgesetzt wurde) an den Stuttgarter Kirchentag (September 1921) anknüpft.

Er schreibt in den von ihm gegründeten und geleiteten „Eisernen Blättern“ (III. Jahrg., Nr. 15, S. 245 ff.) unter anderem:

„Es war ein feierlicher Augenblick, als die Verfassung des Bundes der evangelischen Landeskirchen Deutschlands erledigt war und statt aller Worte die Orgel einfiel, die Versammlung sich erhob und sang: ‚Nun danket alle Gott.‘ Eine andere Frage ist, ob dieser Kirchenbund überhaupt eine tragfähige Grundlage für die Pflege der mannigfaltigen Sorgen ist, denen die kirchlichen Verhältnisse ausgesetzt sind. Organisationen gibt's genug, entschlossener Geist mangelt allenthalben. Der deutschen evangelischen Kirche von heute fehlt Mut zu sich selbst. Keine Zeit hat ihr größere äußere Sorgen gebracht als die Gegenwart; desto größer ist das Bedürfnis nach Entschlossenheit und Selbstsicherheit. Aber am rechten Mut gebricht es weithin in den Kreisen der Theologen und Kirchenregierenden ebenso wie in denen der Laien.“

Wir denken weniger an die Gefahren, die von dem starken Wachstum der katholischen Kirche drohen. Auch diese Kirche hat ihre mannigfachen Sorgen. Es ist nicht an dem, daß die katholischen Kreise nur mit Zuversicht in die Zukunft blicken könnten. Aber unbestreitbar bleibt ein geistiger und religiöser Aufschwung innerhalb der katholischen Kirche Deutschlands, der leider auf evangelischer Seite viel zu wenig beachtet wird. Man darf nur auf die Menge von guten Büchern sehen, wie sie der Herdersche Verlag auf den Markt wirft. Man beobachte, wie gering die Einbuße der katholischen Kirche in der öffentlichen Meinung ist. Die herrschenden sozialistischen Gewalten sind gern bereit, Ansprüche bei der katholischen Kirche ohne weiteres anzuerkennen, die, von evangelischer Seite auch nur bescheiden erhoben, Bedenken und Achselzucken begegnen. Die katholische Kirche hat es verstanden, als Macht des öffentlichen Lebens sich durchzusetzen. Es herrscht in ihren Reihen geradezu eine Siegeszuversicht, eine aufrichtige Begeisterung für die Aufgaben der Zukunft. Man möchte manchmal in falscher Übertreibung behaupten, daß in evangelischen Kreisen vom Priestertum der Laien geredet wird, in katholischen Kreisen die Laien zu kirchlicher Arbeit stets bereit sind. Wenn wir das alles offen aussprechen, tun wir es ohne Neid. Wir halten im Gegenteil dafür, daß in allen Fragen der öffentlichen Beeinflussung von Sitte und Erziehung die beiden Kirchen in ehrlichen Wettwerb miteinander zu Nutz und Frommen des sittlichen Gemeinwesens wirken sollen.“

Solche Worte von so einflußreicher Seite können uns nur in der Hoffnung bestärken, daß wir uns bei Geduld und gutem Willen doch noch darüber verständigen, wie wir den geistigen Wettbewerb sittlich, edel, ritterlich und christlich gestalten können, ohne daß daraus ein bloßer Scheinkampf, eine abgekartete Spiegelfechtereie zu werden braucht.

An einer späteren Stelle desselben Aufsatzes ergeht sich Traub in Klagen und Mahnungen über die protestantischen Pastoren. Er findet,

daß sich manche Pastoren ihres Pastorentums schämen und nicht das rechte Selbstbewußtsein entwickeln. „Wir wünschen eine stolze Haltung der Theologie, die ohne Einbildung auf ihre Arbeit und ohne Hochmut auf ihre Leistungen das Selbstbewußtsein nicht verliert, daß sie in den Fragen des geistigen Lebens auch heute noch mehr versteht als Tausende ihrer Hörer und Kritiker.“ Hierzu sei aber nötig, daß die Pastoren Theologie treiben und sich zu geistiger Vertiefung und wissenschaftlicher Arbeit zwingen lassen. Dann stellt er ihnen noch einmal den Wettbewerb mit der katholischen Geistlichkeit und besonders den Jesuiten vor Augen und sagt:

„Sonst geht die evangelische Kirche zugrunde. Denn ihre Gabe und Aufgabe ist, den Menschen in den Zweifeln der Gegenwart den geraden Weg zu zeigen. Sie muß wieder geistige Autorität sein wollen. Zu dem Zweck muß sie mit der geistigen Not der Gegenwart ganz genau auf dem laufenden sein. Mit ungeheurem Fleiß gehen katholische Zeitschriften und besonders die Jesuiten allen modernen Strömungen nach. Sie sind immer vorne dran und unterrichten über alles, was der Markt bringt, um klugerweise sofort mit ihrem Urteil die Leser zu führen. Dabei haben die Katholiken Beichtstuhl, Messe, Priester, unfehlbares Lehramt der Kirche. Das alles fehlt der evangelischen Seite. Sie fordert die Schärfung des persönlichen Gewissens und der eigenen Verantwortlichkeit. Es ist aber Torheit, bloß von diesen Schätzen zu reden, ohne sie zu füllen, zu schützen, zu erneuern. Den Einfluß der katholischen Kirche überwindet man nicht durch liturgische Studien oder Stolen, Feiern und Feste; das kann die katholische Kirche immer noch besser. Aber die Wegführung geistiger Art für Menschen von selbständigem Charakter, die auf Gottesfurcht halten und Jesus lieben, ist Pflicht und Aufgabe der evangelischen Kirche. . . Der Pastor muß frei bleiben für Seelsorge, Predigt und Unterricht. Wird hier für Geist und Seele nichts geboten, ist die evangelische Kirche an ihrem Ende.“

Traub ist uns, um dies im Vorbeigehen zu sagen, ein neuer Beweis dafür, daß heute der gute Wille, uns Katholiken zu verstehen, auf freiprotestantischer Seite vielfach größer ist als bei den Orthodoxen.

Aber wie? Muß ein freier Wettbewerb unter den gegebenen Umständen nicht mit dem Untergang des Protestantismus endigen? Dr. Traub scheint nicht dieser Ansicht zu sein, obwohl er weiß, daß wir Katholiken nie auf das Ideal: „Ein Hirt und eine Herde“ verzichten werden. Was nach Jahrhunderten sein wird, steht in Gottes Hand; einstweilen ist ein solcher Ausgang unwahrscheinlich. Die Kirche ist zwar die Stadt auf dem Berge; aber der Weg hinauf ist steil und die Pforte ist eng und mit Stacheln versehen. Löwentrauts Heimweh nach dem Vaterhaus plagt wohl manchen, aber den Übergang vom Heimweh zur Heimkehr finden wenige. Die Zahl

der Apostaten ist größer als die Zahl der Konvertiten. Das wird auch in der nächsten Zukunft schwerlich anders werden. Massenübertritte oder auch nur Übertritte ganzer Gemeinden sind beim heutigen Zustande des Protestantismus ganz ausgeschlossen. Kein Bischof und kein Pfarrer würde die Verantwortung für ein derartiges Wagnis übernehmen können. Massenabfälle dagegen kommen, wie wir an Böhmen sehen, immer wieder vor. Gerade die Blätter des Evangelischen Bundes sind es, die uns Jahr um Jahr vorrechnen, mit welchem gewaltigen Defizit für die katholische Kirche die konfessionelle Bevölkerungsbewegung in Deutschland abzuschließen pflegt. Darein eben legt das Schifflein Petri seine Ehre, daß es weniger auf Quantität oder die Zahl seiner Insassen achtet als auf ihre Qualität.

Matthias Reichmann S. J.